

Mir dämmerte, warum ich über diese Zettel, über einzelne Sätze nicht hinauskam. Ich gab vor ihnen nachzuhängen. In Wirklichkeit dachte ich nichts. (14f).

Was bleibt erscheint unter diesen Gesichtspunkten als die Geschichte eines Versagens. Die Einsicht der Erzählerin in die Verhältnisse, unter denen sie lebt, ist klar genug: "Aus einem Ort war die Stadt zu einem Nicht-Ort geworden, ohne Geschichte, ohne Vision, ohne Zauber, verderben durch Gier, Macht und Gewalt. Zwischen Alpträumen und sinnlosen Tätigkeiten verbrachte sie ihre Zeit--wie jene Jungs in den Autos, die mehr und mehr meiner Stadt Sinnbild wurden" (35). Aus dieser Erkenntnis ergeben sich für die Erzählerin aber ebenfalls nur Alpträume und Unternehmungen, die ihr sinnlos erscheinen. Sie bricht ihre "Arbeitsmoral," "an der ich festhielt...auch weil sie imstande zu sein schien, Verfehlungen in anderen Moralsystemen auszugleichen" (27) und geht schon am Morgen einkaufen, da sie sich ohnehin nicht konzentrieren kann. Freunden und Bekannten muß sie als möglichen Spitzeln mißtrauen, Telefongespräche und Briefe sind in Code. "Für spontane Briefe war ich verderben" (62). Sogar das Gespräch mit ihrem Mann im Spital wird durch die Fühllosigkeit, die sie erfaßt hat, gestört-- "was waren mir Mann, Kinder, Bruder und Schwestern, Größen gleicher Ordnung in einem System, das sich selbst genug war. Das blanke Grauen, ich hatte nicht gewußt, daß es sich durch Fühllosigkeit anzeigt" (80).

Dieses Grauen ist auch ein Grauen vor sich selbst. Die soeben zitierte Textstelle folgt der Episode vom Besuch des jungen Mädchens, das der Erzählerin ein Manuskript zum Lesen bringt. Sie ist ein alter ego der Erzählerin, aber eines, das sie nicht bereit war zu leben. "Mit diesem Mädchen trat etwas mir vom Ursprung her Verwandtes und zugleich ganz und gar Fremdes über meine Schwelle" (74). "Das Mädchen fragte nicht krämerisch: Was bleibt. Es fragte auch nicht danach, woran es sich erinnern würde, wenn es einst alt wäre" (79). Für seine Unbedingtheit war das Mädchen nicht nur vom Studium relegiert worden, sondern schließlich auch ins Gefängnis gekommen. Aber: "'Gefängnis' war das Wort, das unsere Verwandtschaft in Frage stellte" (75). In ihrem Bewußtsein von, ihrem Bemühen um Distanz läßt sich die Erzählerin nicht einmal die Adresse des Mädchens geben. "Keine Adresse. Das haben wir sauber hingekriegt" (79).

Das Ich der Erzählerin verschmilzt hier mit einem Wir, das auch sonst im Text Punkte signalisiert, an denen sie sich mit der gängigen Vorsicht, der gängigen Unfreundlichkeit und Selbstsucht identifiziert, ein Wir, zu dem das Ich noch genauso gehört, wie es sich auch nicht von der Macht "der anderen" (26) befreien kann, dem Sie, das die Bewacher repräsentieren. Bemerkungen wie "Sie schaffen es. Und wie sie es schaffen" verweisen immer wieder darauf.

Die Erzählerin setzt dem Wir und Sie auch ein Er gegenüber, "die bewußte Stimme" (56), den "Selbstensor," der sie zu unbequemen Fragen veranlaßt und vor Selbstgefälligkeit bewahrt: "Denkst du, ich denke, daß ich das ganz Andere bin? Die Reinheit, Wahrheit, Freundlichkeit und Liebe?" (69), bekennt sie ihm gegenüber. Er plädiert dafür, daß sich die Erzählerin nicht "hart" macht, sondern "unnachgiebig, fest," das richtige "Gegenteil" von "hart" (70). Er scheint zu fordern, daß es notwendig, möglich und nützlich sei, in der gegenwärtigen Situation weiterzumachen, um doch vielleicht zu helfen. "Was denkst du übrigens, auf welche Weise und mit wessen Hilfe er von denen loskommen könnte" (59). Er verlangt jene "Traumtänzerei" deren ein Bekannter die Erzählerin beschuldigt und die ihr selbst nicht geheuer ist: "Auf dem Seil tanzen. Artisten, redete ich kummervoll in mir mit mir. Artisten wir alle" (59). Auch der "Selbstensor," "die famose innere Stimme" (61) ist letztlich fragwürdig. Er beruft sich auf das "Ich selbst," das ihn

eingesetzt habe. Doch: "Wer war das. Welches der multiplen Wesen, aus denen 'ich selbst' mich zusammensetzte. Das, das sich kennen wollte? Das, das sich schonen wollte? Oder jenes dritte, das immer noch versucht war, nach derselben Pfeife zu tanzen wie die jungen Herren da draußen vor meiner Tür?" (57) Die Frage bleibt, wie so viele andere, offen. Das Ich ist ein gespaltenes, gestörtes.

Über ihren ambivalenten, Rechtfertigung und Selbtkritik verbindenden Text beginnt Christa Wolf den Versuch, sich zu verständigen über dieses gestörte Ich, über die widersprüchlichen, komplexen Gefühle und Motive, die ihr Dasein und Schreiben in den letzten zwölf Jahren DDR bestimmten, einer Wartezeit, einer verwünschten Zeit: "Noch mußte ich mit allen anderen in einer verlorenen Stadt leben, einer unerlösten, erbarmungslosen Stadt, versenkt auf den Grund von Nichtswürdigkeit" (35). Das Märchenmotiv legt nahe, die "andere Sprache," auf die die Erzählerin hofft, auch als eine Zauberformel zu deuten, die sie suchte, um sich und andere zu "erlösen." Es gelang ihr nicht, sie war keine Märchenheldin, hatte weder deren Unschuld noch deren Kraft. Und doch, so scheint sie mit der Episode der Lesung zu suggerieren, stießen die Worte, die sie fand, auf Widerhall, weil sie trotz allem nicht aufgehört hatte, zu versuchen, "hin und wieder die Grenzen des Sagbaren zu überschreiten, der Tatsache eingedenk, daß Grenzverletzungen aller Art gehandelt werden" (22). Das "Sagbare" aber war für Christa Wolf immer auch das, was sie in der Gesellschaft, in der sie lebte, gegenüber ihren Lesern da aussprechen konnte. Sie war und blieb bis zuletzt in der "verlorenen Stadt"--"ich mit allen anderen," den Preis beschreibt sie in *Was bleibt*.

¹Alle Zitate im Text beziehen sich auf Christa Wolf, *Was bleibt* (Frankfurt am Main: Luchterhand, 1990).

²Ulrich Greiner, "Was bleibt. Bleibt was?" *Die Zeit*, Nr. 23 (1. Juni 1990); Frank Schirrmacher, "Dem Druck des härteren, strengeren Lebens standhalten," *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, Nr. 127 (2. Juni 1990). In derselben *Zeit* Ausgabe erschien auch eine positive Rezension von Volker Hage: "Kunstvolle Prosa."

³Wolf beschäftigte sich in diesen Jahren intensiv mit Seghers und gab 1969 *Glauben an Irdisches. Essays aus vier Jahrzehnten* von Anna Seghers heraus.

⁴Der Spiegel, 52 (1990), 152f.

Von "Mutter Wolfen" zur "bösen" Wolf.

Oder: Die fremdgesteuerte Metamorphose einer Schriftstellerin im Jahr der deutschen Einheit

Therese Hörikg
Akademie der Wissenschaften

Am 18. März 1989 feierte Christa Wolf ihren 60. Geburtstag. Keine der großen Zeitungen sowohl in der DDR als auch in der BRD ließ es sich nehmen, Werk und Person der Jubilarin hinreichend zu würdigen. In der Bundesrepublik wurde sie als Erzählende und zugleich als eine politisch handelnde Autorin von Weltrang politisch anerkannt, als eine, die das "Unvereinbare beider Tätigkeiten erfahren" habe. Eine Westberliner Rezentsentin schrieb emphatisch von "unsere[r]" Christa Wolf.² Sogar das *Neue Deutschland*, das sich nach dem Protest gegen die Ausbürgerung Wolf Biermanns seit 1976 in Sachen Christa Wolf eher bedeckt gehalten hatte, feierte sie als "Erzählerin und Essayistin von hohem Rang, als feinfühlige Kritikerin und Herausgeberin sowie engagierte und mutige Verfechterin einer Welt ohne Hochrüstung und menschheitsbedrohende Politik."³ An anderer Stelle wurde nicht versäumt zu erwähnen, daß Christa

Wolf es sich und den Lesern nie leicht gemacht habe, "...aber wir sind, wie Anna Seghers es empfahl, 'im Bunde,' was Weg und Ziel betrifft," hieß es rückversichernd.⁴

Ein Jahr später hatte sich der Ton einiger westdeutscher Kulturobleute Christa Wolf gegenüber gravierend verändert. Neu entdeckt als ehemalige "Staatsdichterin," wurde ihr nun nach der friedlichen Revolution in der DDR mancherorts der "Dissidentenbonus" entzogen, eine Wende in der Bewertung der Autorin vorgenommen. Der Wertungswandel hatte sich allerdings für aufmerksame Beobachter schon einige Zeit vorher angedeutet.

In dem Maße, wie sich innerhalb der DDR eine neue Opposition öffentlich artikuliert hatte, rekrutiert durch Leute, die sich nicht mehr als Aussteiger aus dem System verstanden, weil sie sich nie zu den Einsteigern, das heißt zu den Etablierten gezählt hatten, wurden die "gestandenen" Oppositionellen der älteren Schriftstellergeneration nach ihrer Bereitschaft zur Solidarität mit diesen jungen Verweigerern befragt. An diesem Punkt wurden Dissense zwischen den Generationen und deren jeweiligem spezifischen Gesellschaftsverständnis offenbar.

Die Jungen vertrauten nicht mehr darauf, als Reformatoren des Systems tätig werden zu können, Fürstenaufklärung war ihre Sache nicht mehr. Dieses Funktionsverständnis der Älteren hatten sie längst ad acta gelegt. Insofern gab es für den aufmerksamen Beobachter der kulturellen Szene in der DDR in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre insgesamt eine Verschiebung von Eingriffsinteressen. Die sich zwischen den Generationen zunehmend verändernde Wirklichkeitswahrnehmung und -verarbeitung, deutete sich auch in der Art und Weise an, wie sie ihre Konfliktbereitschaft signalisierten.

Die "Großen" der DDR-Literatur sind allesamt mit dem Bewußtsein aufgewachsen, daß Literatur und Literaten in der DDR immer sehr ernst--häufig zu ernst--genommen worden sind. Dieser Umstand, von Kollegen aus dem westlichen Teil Deutschlands nicht selten mit spielerischem Neid beobachtet und kommentiert, war von den Betroffenen in der DDR durchaus ambivalent empfunden worden, denn sie hatten sehr konkret mit der Erfahrung umzugehen, daß dort, wo sich höchste Regierungsinstanzen mit Literatur befassen, der Gegenstand einer solchen Aufmerksamkeitszuwendung häufig Schaden nahm.

Die vielbesprochene Sondersituation von DDR-Literatur, auch als Kompensationsinstrument für unzureichend ausgebildete Öffentlichkeitsnormen zu fungieren, hatte der Literatur beileibe nicht nur genutzt. Mit der Funktionszuweisung "moralische Instanz" versehen, waren Literatur und Literaturproduzenten oft überfordert, zumal sie sich direkt mit der unbedingten Erwartungshaltung des Lesepublikums konfrontiert sahen, das mit Büchern wie mit "Lebensmitteln" umging. Die Verehrung konnte leicht in einen Druck auf jene AutorInnen umschlagen, die sich mit Schreibweise und öffentlichem Auftreten diesem Bonus verpflichtet sahen.

Daß gerade eine Autorin wie Christa Wolf, deren moralische Integrität als Schriftstellerin und öffentliche Rhetorin bis zum Zusammenbruch des realsozialistischen Experiments in beiden Teilen Deutschlands nahezu unbestritten war, deren Wort diesseits und jenseits der Mauer großes Gewicht hatte, nun vor dem Hintergrund des allgemeinen Wertewandels in Deutschland mit umgekehrten Vorzeichen an exponierter Stelle ins Gerede gebracht wurde, hat vielerorts zunächst einmal Betroffenheit hervorgerufen. Plötzlich wurden die politischen Überzeugungen der Sozialistin Christa Wolf problematisiert. Da war von Schuld, Moral und Gesinnungsästhetik zu lesen. Angriffe und Verteidigungen, Rede und Gegenrede bestimmten einen Diskurs, der Erinnerungen an die Kampagne um Heinrich Böll am Ende

der Brandt-Ära 1974 wach werden läßt.

Es ist daran zu erinnern, daß weder die jugendliche Abrechnungsmentalität des aufstrebenden Feuilletonchefs einer tonangebenden Zeitung, noch das im Frühsommer herausgekommene Büchlein *Was bleibt* die ganze Feuilletonseiten füllende, emotionell besetzte Diskussion ausgelöst haben. Den Auftakt des Streites, der Anfang Mai einsetzte und sich zu einem Disput über die Rolle der Künstler und Intellektuellen im Prozeß des von manchen "friedliche Revolution" genannten ökonomischen, moralischen und schließlich auch machtpolitischen Zusammenbruchs der DDR ausweitete und zunehmend auch die Frage nach der Stellung der Linken Intelligenz in der Bundesrepublik involvierte, gab *Die Welt* vom 3. Mai 1990: "Je mehr Christa Wolf zur Kultfigur im Westen wurde, desto weniger angefochten war sie im SED-Staat DDR, zu dem sie sich bekannte."⁵ Es schien, als ob Christa Wolf das Objekt sein sollte, an dem das Dilemma einer tiefgreifenden geistigen Krise in der gesamtdeutschen Intellektuellenszene demonstriert werden sollte. Christa Wolf scheint "zum Hauptlastenträger des Scheiterns im und am Sozialismus geworden."⁶ Ihr wurde quasi angelastet, daß sich die sozialistische Utopie auf unabsehbare Zeit als Irrweg erwiesen hatte. Da wurde dann die Biographie der Autorin neu gedeutet, Bekanntes sensationsorientiert aufgewärmt, wie beispielsweise ihre 1968 im *Neuen Deutschland* abgedruckte Wortmeldung zum Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen in die ČSSR. Wiederholt wurde auch die falsche Behauptung, Christa Wolf habe ihre Unterschrift unter den anlässlich der Biermann-Ausbürgerung mitinitiierten Protest zurückgezogen. Hauptangriffspunkt, das wurde schnell deutlich, war die Problematisierung einer in der Person Christa Wolfs repräsentierten traditionsreichen Institutionalisierung öffentlicher Rede und mit ihr die identifikationsstiftende Funktion von Literature, konkret: DDR-Literatur.

Leben und Werk Christa Wolfs eignen sich freilich, und auch das ist noch keine originell neue Erkenntnis, besonders gut, um die vierzigjährige DDR-Geschichte in einer Person zu spiegeln, repräsentiert sie doch jene Generation von deutschen Schriftstellern, die nach der Befreiung vom Nationalsozialismus beinahe übergangslos in den Aufbau einer neuen, sozialistischen Gesellschaft einstiegen, um die Schuld der Väter abzutragen und nach dem barbarischen Krieg eine humanistische, auf soziale Gleichberechtigung orientierte Gesellschaftsvariante zu erproben.

Der Diskurs weitete sich schnell zum "Fall Christa Wolf"⁷ aus, der viele Emotionen auslöste und alsbald den Charakter eines Literaturstreits verlor, um sich zur Grundsatzdebatte um Politik und Moral auszuwachsen, die in Pro und Contra interessante Argumente und Stimmen auf den Plan rief. Günter Grass und Walter Jens waren die ersten, die sich hinter ihre Kollegin Christa Wolf stellten und zu mehr Sensibilität im Umgang miteinander aufriefen. Auf manche Beobachter wirkte das Ganze zeitweise wie eine Stellvertreterschelte gegen linke Intellektuelle schlechthin oder wie eine aus SED-Zeiten bekannte Kampagne gegen mißliebige, in Ungnade gefallene Literaten. Der Unterschied allerdings ist ein gravierender, die Folgen einer solchen Verurteilung betreffend. In der DDR führte die Tatsache, derart Gegenstand öffentlicher Aufmerksamkeit geworden zu sein, unter Garantie zu jahrelanger Achtung (was ja bei nicht wenigen Autoren die Ausreise zur Folge hatte und bei Christa Wolf dazu führte, daß ihr der Zutritt zu den DDR-Medien seit Herbst 1976 für zehn Jahre verwehrt war). Der nun öffentlich geführte Diskurs des Jahres 1990 hat, je nach Standort, Betroffenheit oder Verärgerung hervorgerufen oder wurde als Musterbeispiel eines Streits von gleichberechtigten Beteiligten an

einem pluralistischen Meinungskampf gewertet.

Aus der Sicht derer, die das Ganze aus dem Blickwinkel von "Neubürgern" oder "ehemaligen" DDR-Bürgern betrachten, schien es zuweilen so, als ob die Wolfsche Titelfrage "Was bleibt" nach der Wiedervereinigung mit der Frage "Wer bleibt" verwechselt worden ist. Plötzlich kamen Aspekte der Debatte um Identitätsprobleme neu ins Visier. Fragen wie: wird sich nicht auch die Bundesrepublik nach der Vereinigung mit der DDR--d.h. konkret: 16 Millionen Ostdeutschen--zwangsläufig verändern müssen?--forderten neue Überlegungen heraus. Plötzlich sind die ostdeutschen Dichter nicht mehr die fremden, sondern sie gehören nunmehr zu den eigenen.

Bezeichnenderweise kam der Meinungsumschwung in Sachen Christa Wolf, die gerade in der Bundesrepublik zum Mythos stilisiert worden war, mit der "Wende." Ihr, die lange schon auch in der BRD als die Repräsentanzfigur deutscher Literatur angesehen wurde, der Autorin von *Nachdenken über Christa T., Kindheitsmuster* und *Kassandra* wurde nun ein "autoritärer Charakter"⁸ zugesprochen. Da reichte es dann schon aus, daß sie ihren Wohnsitz in der DDR behalten hatte. "Sie hätte ja leicht Unterkunft im Westen finden können. Sie ist dageblieben und hat am Projekt des Sozialismus festgehalten."⁹ Sollte dieser Umstand allein schon für eine Anklage reichen? Christa Wolf als "letzte der Mohikaner?" Die "Miteingeborenen" allerdings wußten es ihr zu danken, daß sie ausgeharrt hatte im sozialistischen Paradies der Arbeiter und Bauern, das längst für viele Menschen zum--allerdings komfortablen--Gefängnis geworden war. Es waren vor allem die Schriftsteller, die in den achtziger Jahren zunehmend das Problem der akuter werdenden Identitätskrise ansprachen, bei Christa Wolf als Sprachkrise versinnbildlicht oder im Motiv des brennenden Hauses. 1983 beschreibt sie in ihrer Schlüsselerzählung *Kassandra*, was nur wenige zu diesem Zeitpunkt schon öffentlich aussprechen wollten, die Erkenntnis, daß die Warnungen der Seherin sinnlos waren, "weil es das, was sie retten wollte, gar nicht mehr gab" (S. 26). Das endgültige Bewußtsein, sich an Unmöglichem abgearbeitet zu haben, kam aber auch bei ihr erst nach der Wende.

Was bleibt lautet der Titel ihrer 1979 niedergeschriebenen und im Frühjahr 1990 erst veröffentlichten Erzählung. Der Frage fehlt das Fragezeichen, das Fragewort "Was" könnte durch "etwas" ersetzt werden. Beides wäre treffend in Bezug auf eine Erinnerung an ein gesellschaftliches Experiment, entstanden nach dem Desaster des Nationalsozialismus und des von Deutschland ausgegangenen mörderischen Krieges. Es ist gescheitert und als Episode in die Geschichte eingegangen. Mit ihm zusammengebrochen ist eine auf eigene Weise moralisch durchkomponierte Weltordnung, ein Wertgerüst, in dessen Rahmen mehrere Generationen gelebt, geliebt haben und gestorben sind. Mit der Selbstauflösung der sozialistischen Systeme in Europa hat eine Epochenillusion aufgehört zu existieren. Die Erzählung ist gewiß auch die Geschichte einer tiefen Depression, einer Verunsicherung.

Die erzählte Zeit ist ein Tag im Leben einer "observierten" Schriftstellerin. "Angst" ist ein Schlüsselwort, das sich durch den gesamten Text hindurchzieht. Die Helden ist erstarrt und weiß mit der neuen Lebenssituation nur schwer umzugehen. *Was bleibt* kann gelesen werden als ein erster Versuch kritischer Selbstbefragung, als Nachdenken über Anpassungsmechanismen, Blockierungen, und Konfliktbereitschaft oder -fähigkeit im Leben in einer zum geschlossenen System erstarrten Utopie, die von den Herrschenden längst aufgegeben war, als sie von den Beherrschten noch behauptet wurde. Die Fragen, die Christa Wolf in ihrer Erzählung stellt, gehen meines Erachtens weit über den konkreten Fall hinaus.

Die Suche nach Bleibendem ist in *Was bleibt* keine Suche nach

der verlorenen Zeit. Dort, wo die Erzählerin über sich redet, ist die Spaltung der Redenden in Subjekt und Objekt offenbar. Der Text beschreibt die Situation eines blockierten Individuums und dessen Gefühl vom "Leben als ob" (S. 94). Das reflektierende Ich verändert sich unter der Bewachung und zwingt sich zur ungeschminkten Standortbestimmung. Depression und Verunsicherung begleiten die Selbstsuche. Die Erkenntnis vom endgültigen Ende der alten Utopie wird begleitet von der Tatsache eigenen Versagens. Nichtübereinstimmung mit der Lebenswelt wird als Schmerz empfunden, weil Übereinstimmung einmal stark ersehnt gewesen ist.

Die erzählende Schriftstellerin verharrt die meiste Zeit in einer Lähmung. Schreiben ist in dieser Situation Wunscherfüllung. Die Sprache wird für das erlebende und das beobachtende Ich zum Surrogat für die Tat. "So sprachen wir immer am wahren Text vorbei" (S. 25). Die Suche nach unverstellter Authentizität, eines der immerwiederkehrenden Themen in den Büchern Christa Wolfs, durchzieht auch diese Erzählung leitmotivisch als Einsicht in das Unvermögen der Sprache. Mit der Frage "Würde ich meine Sprache je finden?" (S. 7) eröffnet die Erzählende ihren Monolog, in dessen Verlauf sie "den Wörtern" nachsinnt, "die sich beflissen überstürzend hervorquellen, wenn ich den Mund aufmache, angeschwollen von Überzeugungen, Vorurteilen und Eitelkeit, Zorn, Enttäuschung und Selbstmitleid" (S. 11).

Es zeigt sich, daß die Folgen von Fehlentwicklungen nicht leichter zu ertragen sind von denen, die vor ihnen gewarnt haben. Identität hat sich auch im Widerstand hergestellt. Am Ende der Geschichte heißt es: "Daß es kein Unglück gibt, außer dem, nicht zu leben.... Und am Ende keine Verzweiflung außer der, nicht gelebt zu haben." Gelebte Geschichte kann nicht einfach weggeworfen werden, nicht aus der Biographie und nicht aus der Erinnerung.

Christa Wolf bekennt sich zu ihrem Gefühl, wieder einmal nicht zu den "Siegern der Geschichte" zu gehören, sie verhehlt nicht ihr akutes "Verlierergefühl." Assoziationen, sich in einer Zeitschleife zu befinden, kommen auf.¹⁰ Die Erinnerung an den ursprünglichen Versuch eines am Ende so kläglich gescheiterten Gesellschaftsmodells läßt auch die nicht triumphieren, die lange zuvor vor dem Scheitern gewarnt haben. Identitäten haben sich auch im Widerstand zu unzumutbaren Verhältnissen gebildet. Übermächtig stellt sich ein, wie mir scheint, generationsspezifisches Bewußtsein einer "entzweigebrochenen Wirklichkeit"¹¹ ein, eines Gefühls, das Schriftsteller von Lessing bis Heine erfahren haben als eine "geistige und seelische Wunde der Deutschen, die sich nicht schließen will."¹²

⁸Fritz Rudolf Fries, "Keine Masken mehr," *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 18.3.1989: 27.

⁹Hedwig Rohde, "Immer tiefere Schichten freilegen," *Der Tagesspiegel* 18.3.1989: 5.

¹⁰Das ZK der SED gratuliert, *Neues Deutschland* 18.3.1989.

¹¹Christel Berger, "Sensibilität und Sehnsucht nach einer lebbaren Welt," *Berliner Zeitung* 18.3.1989.

¹²Jürgen Serke, "Was man mit Worten machen kann," *Die Welt* 3.5.1989: 10.

¹³Elisabeth Grotz, "Gejammer einer Heuchlerin für Heuchler? Zur Diskussion über Christa Wolfs *Was bleibt*," *Die Presse (Wien)* 7.8.7.1990: 8.

¹⁴"Der Fall Christa Wolf. Waren wir Monster?" *Die Zeit* 17.8.1990: 60.

¹⁵Frank Schirrmacher, "Dem Druck des härteren, strengeren Lebens standgehalten," *Frankfurter Allgemeine Zeitung* 2.6.1990.

¹⁶Ulrich Greiner, "Mangel an Feinfühligkeit," *Die Zeit* 8.6.1990: 13.

¹⁷Christa Wolf, Rede zu Hans Mayers Vortrag in der Reihe "Nachdenken über Deutschland" in der Staatsoper Ostberlin am 11.11.1990 (zitiert aus dem Manuskript).

¹⁸Ebenda.

¹⁹Ebenda.

Editors' Note: Peter Rossman, a free lance journalist, is former editor and publisher of *Across Frontiers*. He is currently working with the Helsinki Citizens' Assembly in Prague. He delivered this lecture at the symposium "Gegenwartsbewältigung/Coming to Terms with the Present," at the University of Michigan, 25-27 October 1990. It is printed here with permission.

Zum Intellektuellenstreit: Contribution To The Symposium "Gegenwartsbewältigung."

Peter Rossman
Prague/Berkeley

Despite the title of my paper, my interest here is less in the *Intellektuellenstreit* currently swirling around Christa Wolf and company than in examining aspects of the controversy for the light it sheds on the current state of GDR studies in the United States. I will keep my remarks brief, especially as we are privileged to have with us several activists from the democratic movement in the GDR, a movement whose voice has rarely, if ever, been heeded by academic specialists in the field.

I would like to begin by noting the fundamental ambiguity contained in the label *Intellektuellen*. In confronting the dramatic recent history of the GDR, we are really dealing with two distinct groups of intellectuals. There is, first, the small group of more-or-less "official" cultural figures, including Ms. Wolf, who addressed the monster rally on the Alexanderplatz on 4 November, authored the ill-fated appeal *Für Unser Land*, and who now find themselves the objects of vicious and often self-serving attacks from a West German press which was never particularly noted for its enthusiastic defense of the democratic movement in the GDR.

It is a relatively simple matter to uncover the apologetic and exculpatory content of *Was Bleibt*. Rather than take another cheap shot, I would merely like to suggest that the vehemence and the persistence of the attacks on Christa Wolf--whose views have remained essentially unchanged over the decades in which the same critics elevated her to the status of a cultural icon--indicate a pronounced recrudescence of the well-known German tendency towards *Vergangenheitsverdrängung*, ironically carried out now in the name of *Vergangenheitsbewältigung*. As the attacks have escalated, so too have demands for the transfer of the *Stasi* files to the safety of the Bundesarchiv in Coblenz. In the former GDR, the myth of the "große friedliche Revolution" has been promulgated most ostentatiously by those who played no role at all last fall or were clearly hostile to the emerging mass movement. Clearly, the task of any genuine *Aufarbeitung* of the recent past cannot be entrusted either to the editorial pages of the *Frankfurter Allgemeine* or to those like Pfarrer Ebeling of the DSU, whose strident cries of "Nie wieder Sozialismus!" seem designed to obliterate the memory of the closed doors of his Thomaskirche last October.

A final word on the *Intellektuellenstreit*. Writing in the East Berlin *Wochenpost* last fall, Christa Wolf conveyed her shock and dismay at the inability of a Mecklenburg audience attending one of her readings to freely speak their minds. "Das haben wir nicht gelernt," explained one young woman, which the author attributed to the general failure of the East German school system: "...[daß] unsere Kinder in der Schule zur Unwahrhaftigkeit erzogen und in ihrem Charakter geschädigt werden, daß sie gegängelt, entmündigt und entmutigt werden mit wort- und bildreicher Schaumschlägerei, in der Schein-Probleme serviert und im Handumdrehen gelöst wurden."¹

All of this is of course true enough, but the article is completely and characteristically lacking in any attempt at self-reflection on the complicitous role of the GDR's "official" intellectuals in legitimating and perpetuating this destructive system. But this particular group of writers cannot evade their responsibility as easily as, for example, Heiner Müller, who recently disposed of forty years of GDR history by telling a *Spiegel* interviewer "Es ist nicht mein Volk." Can those who, like Christa Wolf, publicly greeted the constitution of 1968 as a sign of the "elimination of the exploitation of man by man," were silent on the invasion of Czechoslovakia, and acquiesced in the official extirpation of every sign of autonomous intellectual expression in the GDR really be surprised at the difficulty with which the populace began to find its own voice last year? The "official" intellectuals, I think, enjoyed a brief moment of glory on 4 November precisely because East German society was for the most part unequipped to articulate its own demands. Those speakers on the Alexanderplatz podium stepped into a vacuum which was in no small measure their own creation, and no one should be surprised that the subsequent course of events completely passed them by.

This should by no means be taken as a blanket condemnation of the GDR intelligentsia as a whole, for the picture is in fact more nuanced. There were, of course, intellectuals who refrained from public identification with the regime and who managed, at the cost of professional marginalization and personal sacrifice, to work in a spirit of committed independence. These were, however, the exception. Rarer still were people like the late Robert Havemann, who had the courage to say "Ja, ich hatte Unrecht. Ich war ein Stalinist," and still remained true to their socialist convictions.

Perhaps the most damaging of all the accusations one can bring against the GDR intelligentsia and their Western fellow travellers is their willing promulgation of the notion that the GDR represented ("in spite of everything") the better of the two German states--as if this were the only choice. It was precisely this cynical acceptance of Stalinist political logic and the cold war division of the European continent which ultimately contributed more to the political demoralization of the population (and this spring's electoral fiasco) than the alleged consumer blandishments of the West and the lure of the D-Mark. The catastrophic after-effects of this abrogation of the responsibility to formulate *independent* moral and political alternatives to the status quo will weigh on German (and European) politics for many decades to come.

There exists, however, another group of intellectuals with quite a different history, a history which is all but unknown to GDR specialists in America whose professional lives have revolved around the old official cultural axis. I refer here to the group of intellectuals who, despite their cultural and professional marginalization, chose to remain in the GDR and work for change. A partial catalog of these "lumpenintellectuals" would include those who formed the backbone of the rebellious youth and cultural clubs of the 1960's, whose guerilla warfare with the authorities managed to keep a tiny spark of spiritual independence alive in the years after the construction of the Wall, those who organized the first independent disarmament, environmental, and human rights initiatives in the 1980's,² and those activists whose organization of the first "citizens' movements" like *Neues Forum* and *Demokratie Jetzt* marked the breakthrough into open democratic politics in the GDR.

These new political actors have also been derided as intellectuals suffering from the same maladies which have traditionally plagued the German intelligentsia: dogmatism, elitism, a tendency to engage in self-indulgent political reverie, and a reluctance to descend from the heights of theory and engage in the dirty world of real politics. Many of these criticisms are valid, and elsewhere